

"Anbauschlacht" und andere Neuwörter

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **25 (1941)**

Heft 2-3

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419849>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das geschah während des russisch-japanischen Krieges (1904); da hieß es auf einmal: die Japaner. Der Japaner war wohl von den Engländern übernommen (wie der Chinese), aber wir hatten ja ehemals sogar für innerdeutsche Stammes- und Landschaftsbezeichnungen fremde Ableitungssilben: Badenser, Hannoveraner (dieser ist besonders zahlreich), Bremenser, Kasseler. Auch die Franzosen (les Français) gehören eigentlich hierher; noch in den Unglücksjahren 1797 und 1798 sprach die „Neue Zürcher Zeitung“ bald von Franzosen, bald von Franken (und fränkischen Heeren), wie das Erobererfolk jener Zeit auch in „Hermann und Dorothea“ genannt wird. Das Bedürfnis, zwischen den Herren Galliens, den Franzosen, und dem deutschen Stamme der Franken zu unterscheiden, wird hier den Ausschlag gegeben haben. Eduard Blocher.

„Anbauschlacht“ und andere Neuwörter.

Aber die Tatsache, daß wir unsern Anbau vermehren müssen, haben wir hier nicht zu reden, auch sind wir darüber ja alle einig. Aber über das Wort „Anbauschlacht“, das Dr. Wahlen, der Führer des Unternehmens, dafür öffentlich eingeführt hat, ist eine harmlose kleine Schlacht entbrannt. Das ist aber nicht, wie H. K. Schmid fast unerschöpflich spotten zu müssen glaubt, ein Zeichen idyllischer Verhältnisse, des Pazifismus, des Ästhetizismus, des „helvetischen Negativismus“. Wir sind nicht alle Tageschriftsteller und Militärberichterstatter wie er; wir beschäftigen uns beruflich und nebenbei nicht ausschließlich mit dem Krieg und seinen Zusammenhängen. Theater und Konzert, Bücher und Bilder haben auch nichts mit dem Kriege zu tun, und doch wird man davon noch reden dürfen wie in „idyllischen Verhältnissen“, und wenn nun für eine wichtige neue Sache ein neues Wort eingeführt worden ist, wird man auch davon reden dürfen, ohne des Pazifismus usw. verdächtigt zu werden? Glaubte der Spötter etwa, es werde ob diesem Wortstreit ein einziger Erdapfel weniger gesetzt? Es scheint fast so. Fast erheitert aber ist es, wie verschieden sich Dr. Wahlen und Nat. Rat Prof. Muschg das Verhältnis zwischen Sprache und Politik denken. Der eine hält das aus Deutschland entlehnte Wort für nötig, um die Schweizer zur Pflichterfüllung aufzurütteln; der andere meint, die Schweizer hätten die Pflicht zum passiven Luftschutz rascher erfüllt, wenn man ihn nicht mit dem „Berliner Wortschatz“ bezeichnet hätte. Übrigens ist das Wort „Anbauschlacht“ trotz der buchstäblichen Bodenständigkeit seiner Bedeutung wohl nicht in Deutschland entstanden, sondern eine Übersetzung der früher geschaffenen „battaglia del grano“ vom andern Ende der Achse. Etwas lächerlich ist es doch wohl, hinter dem Worte politische Gefahren zu wittern, wie das Muschg tut. In der „Tat“ vom 4./5. Jänner erklärt er: „Die Umgangssprache ist das günstigste Feld für die unfreiwillige und unbewusste Unterwerfung eines Volkes unter ein wesensfremdes Gedankengut“, und weil „Anbauschlacht“ aus dem Ausland gekommen sei, habe die Sache „einen sehr ernsten Hintergrund“. Seit gut vierhundert Jahren hat sich die Schweiz, auch die deutsche, in ihrem staatlichen Denken und Fühlen immer weiter vom Reiche entfernt und sich ihm in derselben Zeit im sprachlichen Leben immer mehr genähert. Und nun sollen plötzlich Wörter wie Anbauschlacht, Wehrmacht, Luftschutz, Schutzraum, Entrümpelung unsere Freiheitsliebe untergraben! Ist es ein Zeichen von Stärke und Selbstvertrauen, wenn man so etwas für möglich hält? Daß sie in Deutschland früher als wir ein Bedürfnis hatten nach diesen Wörtern, liegt in der Natur der Sache; darum haben sie solche Wörter gesucht und gefunden. Wenn die Wörter

an sich richtig gebildet sind und die Sachen kurz und treffend bezeichnen, sollen wir nun andere suchen, einfach um andere zu haben, nur ja nicht dieselben? Um unsere Freiheit zu schützen? Was für sonderbare Blüten der „Patriotismus“ treibt!

Nein, mit Politik hat das nichts zu tun. Wie wir die Dinge nennen, ist eine Frage der sprachlichen Logik und des Geschmacks. Weil unser Geschmack nicht in allen Dingen derselbe ist wie draußen im Reich, können wir gewisse neue Wörter ablehnen, aber nicht aus Furcht vor politischer Gefahr. Muschg tadelt schon den ersten Teil des neuen Wortes: „Anbau“, da wir nicht „anzubauen“, sondern „anzupflanzen“ pflegen. Aber wie nennen wir den Mann, der anpflanzt? Etwa „Pflanzer“? Nein: Bauer, wie draußen im Reich schon seit Jahrhunderten, ohne daß deshalb unsere Freiheit in Gefahr gekommen wäre. Gegen „Schlacht“ hat man vom logischen Standpunkt aus eingewendet, in einer Schlacht werde etwas zerstört, geschlagen („Schlacht“ kommt ja von „schlagen“); durch den Anbau soll aber nichts zerstört, sondern im Gegenteil etwas geschaffen werden. Richtig! Darauf antwortet Dr. Wahlen: der Feind, der durch die Anbauschlacht geschlagen werden soll, sei der Hunger. Auch richtig, aber etwas gesucht! Das führt ins Geschmackliche hinüber, und da kann man wohl sagen: das Wort ist häßlich. Denn eine Schlacht ist etwas furchtbar Rohes. Wörter wie Krieg, Kampf, Feldzug wirken bei weitem nicht so blutrünstig wie Schlacht. („Krieg dem Krieg!“ konnte die Friedensfreundin Berta v. Suttner rufen. „Ich habe einen guten Kampf gekämpft“, schreibt der Apostel Paulus. Der Sprachverein unternimmt einen „Werbefeldzug“.) War es wirklich nötig, dieses furchtbar klingende Wort einzuführen?

Ja, wie hätte man sonst sagen können? Wahlen meint, man hätte vielleicht an „Aktion“ denken können, aber das wäre nicht so klar; denn es fehle dem Wort der Begriff der Entscheidung, auf den es doch ankomme. Das ist richtig, aber es ist doch ein billiger Witz, wenn H. K. Schmid spöttelt über die „Aktion am Morgarten“. Warum soll es denn gerade „Aktion“ sein? Allerdings: was Muschg vorschlägt, ist zu schwerfällig: „Vermehrte Bepflanzung unseres Bodens“ (11 Silben statt 3 — darüber könnte man schon fast die Zeit zum Anpflanzen versäumen). Was in der „Tat“ sonst noch vorgeschlagen worden ist (12. 1. 41), mutet so gewaltsam an, daß es keine Aussicht hat: Mehr-Anpflanz, Mehranpflanz-Aufgebot, Anpflanz-Aufgebot, Mehranpflanz-Bott, Anpflanz-Bott, Pflanz-Bott, Eidgenössischer Pflanzbott. Aber warum nicht „Anbauwerk“, wie von anderer Seite vorgeschlagen worden ist? Auch dieses enthält wie „Schlacht“ den Begriff der Entscheidung; denn wenn das Unternehmen nicht fertig durchgeführt wird, gibt es eben kein Werk. (Übrigens kann die Entscheidung einer Schlacht auch ungünstig fallen!) Wäre wohl ein einziger Erdapfel weniger gesteckt worden, wenn man von einem Anbauwerk gesprochen, oder ein einziger Erdapfel mehr, wenn man es mit Muschg „vermehrte Bepflanzung unseres Bodens“ genannt hätte?

Aber „Entrümpelung“ hat sich s. Z., als die Sache für uns noch neu war, ein Einsender der Thurg. Ztg. beschwert. Nach schweizerischem Sprachgefühl müsse es heißen „Entgrümpelung“, da ja dabei der Grümpel ausgeräumt werde. Nun gibt es aber laut Idiotikon ein deutschschweizerisches Wort „Rumpel“, das Gepolter oder Lärm bedeutet und zu „rumpeln“ gehört. Die Vorsilbe ge- bedeutet in Hauptwörtern sehr oft ein Zusammensein, eine Gesamtheit (Gebirge, Gewässer); Gerümpel ist also eine Mehrheit von Dingen, wie sie auf der Winde herumstehen und rumpeln, wenn man etwas sucht. Die Vorsilbe ent- bedeutet häufig das gerade Gegenteil: von etwas weg (enthüllen, entkleiden) u. v. a.

„Lob der deutschen Sprache.“

So gibt es ein Gerinnen und ein Entrinnen, ein Gewöhnen und ein Entwöhnen. Ein „Gerümpeln“ gibt es freilich nicht; es ist aber nicht einzusehen, weshalb ein Schweizer das Wegräumen von Kumpelzeug nicht auch schweizerdeutsch „entrümpeln“ nennen könnte. Ähnliche Bildungen sind „Gewässer“ und „entwässern“.

Und was kann man gegen „Schutzraum“ einwenden, außer daß es eben — deutsch ist? Etwa daß schließlich jeder geschlossene Raum, der vor Wind und Wetter schützt, ein Schutzraum sei? Man stelle sich doch nicht unnötigerweise naiv!

Gegen „Luftschutz“ hat der sprachliche Berater des „Beobachters“ gemettert. Das ist richtig: das Wort ist etwas gewaltsam gebildet. Man kann zwar im Deutschen durch die Zusammensetzung alle möglichen Beziehungen ausdrücken, aber was hat der Schutz mit der Luft zu tun? Zahlreich sind die Zusammensetzungen, in denen das erste, das Bestimmungswort den Gegenstand bezeichnet, für den das zweite Glied, das Grundwort, bestimmt ist: Weinglas, Heugabel, Hut-schachtel. Noch näher liegen unserm Fall jene Beispiele, wo das Bestimmungswort den Gegenstand bezeichnet, gegen das zweite Glied gebraucht wird: Regenschirm, Hagelversicherung. Beim Luftschutz handelt es sich aber nicht um Schutz gegen die Luft selbst, aber gegen Gefahren aus der Luft, und da der Luftkrieg (gegen dieses Wort läßt sich gar nichts einwenden) etwas Neues und sehr Auffallendes ist, hat man statt „Luftgefahr-schutz“, was richtiger wäre, einfach Luftschutz sagen zu dürfen geglaubt. „Fliegerschutz“, wie der „Beobachter“ vorschlägt, wäre in der Tat besser, aber daß nun „Luftschutz“ ein Beispiel des Niedergangs unserer Kultur sei, ist eine Übertreibung, wie sie der sprachliche „Beobachter“ liebt. Und glaubt Herr Prof. Muschg wirklich, daß die Hausbesitzer ihr Geld für den Bau von Luftschutzkellern lieber ausgegeben hätten, wenn das Ding einen andern, schweizerischeren Namen bekommen hätte? Und was für einen würde er vorschlagen? Und was hat es geschadet, daß „unsere Soldaten eine Zeitlang recht ausgiebig als Wehrmänner tituliert“ wurden? („Kauderwelsch“ nennt er solche Wörter — wo steckt mehr Welsch?) Ist es ein Beweis von Vertrauen in unsere Soldaten, wenn man ihnen zutraut, mit solchen Wörtern könnte ihr Wehrwille (oder darf man etwa das auch nicht sagen?) geschwächt werden?

Neuwörter sind auch „Einsatzbereitschaft“ und „Lebensraum“, und es gibt Schweizer, auf die sie wirken wie das rote Tuch auf jenes nützliche, wenn auch nicht immer gemütlige Haustier und die sie höchstens in Gänsefüßchen genießen können. Wir haben beide in unerfreulichem Zusammenhang kennen gelernt: das eine, als am Schwarzen Brett der Berliner Hochschule „einsatzbereite Studenten“ für die Schweiz gesucht wurden, und das andere im Zusammenhang mit den Ursachen des heutigen Krieges. Da die Wörter aber richtig gebildet und offenbar nützlich sind, werden sie auch bei uns schon ganz harmlos, ohne politische Hintergedanken verwendet. Im August 1939, also kurz vor Kriegsausbruch, fand in Zürich auf Veranstaltung der freisinnigen Partei im Kongreßhaus eine große vaterländische Kundgebung statt, die an den Bundesrat einen Drahtgruß sandte mit der Versicherung unserer „Einsatzbereitschaft“. Die Stiftung „Pro Avers“ verkaufte an der Landesausstellung eine Schrift, in der ganz harmlos vom „Lebensraum“ der Averser die Rede war, und eine politisch ganz harmlose Kindergärtnerin vom Zürichsee, die ihre Zöglinge einfache Tierzeichnungen machen läßt, deutet durch einige Striche z. B. bei den Fischen das Wasser, bei den Hühnern den Erdboden an und nennt das deren „Läbesraum“.

Im acht nehmen muß man sich vor gewissen Worten; es ist aber lächerlich, sich schon vor bloßen Wörtern zu fürchten.

Am 7. März lud der Atlantis-Verlag zu Zürich zu seinem zweiten Autorenabend, der unter dem verheißungsvollen Leitwort „Lob der deutschen Sprache“ stand. Die Einführung gab der Verlagsleiter Hürlimann, indem er den Atlantis-Verlag wegen seiner doppelten Niederlassung in Zürich und Berlin als besonders berufen erklärte für die Behandlung eines Themas, welches sofort das Verhältnis zum Reich aufwerfe. Die gemeinsame Sprache löse zwar nicht die politischen Sorgen zwischen der deutschen Schweiz und Deutschland, aber sie helfe zur Verständigung und rufe das jahrhundertalte fruchtbare Verhältnis gegenseitigen Nehmens und Gebens zwischen beiden zurück. Auf jeden Fall stehe die deutsche Sprache in der Schweiz in überlieferungstreuer Pflege. — Hierauf begann Traugott Vogel mit allgemeinen Überlegungen über das Wesen der Sprache und ihre Rolle beim Aufbau des Menschentums den Reigen der Vortragenden. Er legte gleich das Verhältnis von Mundart und Schriftsprache in dem Sinne fest, wie es in diesen Blättern aufgefaßt wird. Von jeher war die alemannische Sonderart nicht ein Hindernis, sondern eine Beförderung, wenn wir uns in der Schriftsprache als in unserem mütterlichen Lebensraum einrichten wollen. Unsere Rolle ist gerade, durch diese Sonderart zur Lebendhaltung des Hochdeutschen beizutragen.

Georg Thürrer, der in vollstättiger Glarner Mundart fortfuhr, nahm dies Stichwort verständnisvoll auf und forderte saubere Mundart und saubere Schriftsprache, jedes an seinem Ort. Erfreulich war auch seine Abgrenzung gegen die anspruchslose Meinung, mit der Mundart an sich seien schon alle denkbaren Geisteswerte des Inhalts gewährleistet. Das Schweizerdeutsch ist keine Versicherung gegen Kitsch. Die erste Einfachheit ist uns verloren, aber wir können die zweite, durch das Fegfeuer des Verstandes hindurchgegangene, finden. Die Mundart soll weder pathetisch, noch aber auch kindisch oder unflätig sein.

Albin Zollinger, der folgte, betonte, wie das von dem stark und fruchtbar, zuweilen auch allzu eigenwilligen Sprachkünstler nicht anders zu erwarten, lebhaft das Ringende, das lebendige Kräftepiel der deutschen Sprache. Sie muß immer neu geschaffen werden, sie ist gefährdet und gefährdend, sie fordert Gehorsam und Wagemut, sie zu bestehen oder Hals und Beine zu brechen. Einfach und simpel ist nicht dasselbe; auch das Skurrile und Beziehungsreiche ist natürlich. Die großen Sprachkünstler sind meistens linkischer als die kleinen Zauberkünstler der Sprache. Die deutsche Sprache ist ein gutes Werkzeug für das Eigenwillige und Mannigfaltige. Sie ist weltoffen und doch voll Dämmerung des romantischen Grundes, blau überstrahlt von Gedankenhöhen. Die deutsche Sprache schließt auch, doppelt für uns Schweizer, die Forderung ein, das Auge auf die weiten Durchblicke des Menschheitlichen zu behalten, aus dessen Bezirken wir uns unwandelbar erfrischen. So ist unser Beitrag zur gemeindeutschen Sprache ein eigener und ein durchaus freiwilliger. Sprache herrsche und nicht Gewalt!

Erwin Jäckle, der für den erkrankten Max Rychnier eingesprungen war, knüpfte seinen Beitrag über das Allumfassende der deutschen Sprache an diesen Gedanken des Ringens an, wandte ihn aber geschichtlich. Er zeigte die großen Sprachmeister und Sprachdenker an der Arbeit: Luther, Paracelsus, Hölderlin, Goethe, Humboldt, in ihrem Bemühen, die Dinge mit dem erworbenen Sprachwerkzeug einzukreisen. Damit ist ein Reich der Menschwerdung gewonnen, ein Reich der Geborgenheit im Wort inmitten des Unsaßbaren. Doch alles bleibt in der deutschen Sprache im